

2. Theoretischer Rahmen

Diese Arbeit interessiert sich für Prozesse, soziale Interaktionen und deren Kontexte sowie dafür, wie lesbische/bi Frauen diese gestalten. Da die durch George Herbert Mead (1934/1975) und Herbert Blumer (1969) begründete Denktradition des Symbolischen Interaktionismus dieselbe Perspektive einnimmt und ähnliche Fragen aufwirft, eignet sie sich besonders und bildet den theoretischen Rahmen und das theoretische Fundament der vorliegenden Arbeit. Das gesamte menschliche (Zusammen)Leben – von zwischenmenschlichen Begegnungen im Kleinen bis zur Weltgemeinschaft im Grossen – kann dem Symbolischen Interaktionismus zufolge nur unter dem Blickwinkel der *Handlung* verstanden werden, die somit konstitutiv für dieses ist. Handlungen entspringen der Bedeutung, die eine Situation für einen Menschen hat, wobei diese Bedeutung wiederum das Produkt sozialer Interaktionen mit anderen Menschen ist. Der Einbezug anderer Menschen als Grundlage von Handeln zeigt damit die Möglichkeit der Dynamik und Veränderung auf, die im Handeln steckt. Der Mensch wird somit als agierendes Subjekt und nicht als reagierendes Objekt gesehen – ohne dabei aus dem Blick zu verlieren, dass Handlungsmacht zwischen Menschen unterschiedlich verteilt ist. Diese Perspektive wird im Folgenden in Bezug auf die hier besonders interessierenden Konzepte von Identität, Stigma, Norm und Geschlecht vertieft und immer weiter konkretisiert. Ein weiteres Unterkapitel rückt mit dem theoretischen Modell des Minderheitenstresses spezifisch queere Menschen in den Fokus.

2.1. Identität, Stigma, ...

Eine zentrale Prämisse des Symbolischen Interaktionismus lautet, dass Sprache eine Grundlage menschlichen Zusammenlebens ist. Sie hat den Zweck, Handeln in sozialen Situationen gelingend zu machen

und bildet die Voraussetzung für Interaktionen. In diesen wird die Reaktion des Gegenübers in der eigenen Äußerung bereits antizipiert, was somit eine Abgrenzung von Nachahmung oder reinem Reiz-Reaktion-Verhalten darstellt. «Der Sinn der Geste eines Organismus liegt ... in der Reaktion des anderen Organismus auf die voraussichtliche Vollendung der Handlung des ersten Organismus, der diese Geste auslöst und aufzeigt» (Mead, 1934/1975, S. 188). Voraussetzung dafür ist, dass sogenannte signifikante Symbole bestehen, also die Kommunizierenden unter dem in der Kommunikation Geäußerten dasselbe verstehen – womit wieder die Bedeutung der gemeinsamen Sprache deutlich wird: «Entscheidend für die Kommunikation ist, daß das Symbol in der eigenen Identität das gleiche [*sic*] wie im anderen Individuum auslöst» (Mead, 1934/1975, S. 191). Das gegenwärtige Handeln wird in einem Denkprozess angepasst an Ideen, das heisst antizipierten Annahmen und Möglichkeiten in der Zukunft; die (physikalische, soziale, abstrakte/ideelle) Umwelt wird wahrgenommen und aufgrund deren Eigenschaften und deren möglicher Reaktionen auf verschiedene Optionen wird das eigene Handeln ausgewählt und angepasst (Blumer, 1969, S. 86–91; Mead, 1934/1975, S. 131–141). Diese Prozesse sind die Voraussetzungen und Grundlagen für das Entstehen von Identität, die ein Mensch also erst in der Verbindung mit anderen Menschen entwickeln kann, «indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst ... einnimmt» (Mead, 1934/1975, S. 180), die er als «verallgemeinerte Andere» (Mead, 1934/1975, S. 194–198) internalisiert hat.

Mit diesen verallgemeinerten Anderen gehen normative Annahmen über Angehörige der Gruppe von Menschen, mit denen man es gerade zu tun hat (oder annimmt zu tun zu haben), einher. Diese normativen Annahmen über das Gegenüber nennt Erving Goffman (1963/2018, S. 10) virtuelle soziale Identität. Die dabei wirksame Normsetzung (s. Kap. 2.2 ... *Norm und Geschlecht*) ist ein Prozess, bei dem Personen in Gruppen eingeteilt werden, für die gewisse Eigenschaften als normal/erwartbar und andere als nicht normal/nicht erwartbar gelten, wobei letzteres negativ bewertet – stigmatisiert – wird. Dabei soll nochmals darauf hingewiesen werden, dass Normen nicht einfach so, quasi als Naturgesetze, bestehen, sondern in sozialen Interaktionen durch Handlungen immer wieder hergestellt werden: «Es ist der soziale Prozess des Zusammenlebens, der die Regeln [also Normen] schafft

und aufrechterhält, und es sind nicht umgekehrt die Regeln, die das Zusammenleben schaffen und erhalten» (Blumer, 1969, S. 99). Die virtuelle soziale Identität wird in der konkreten Situation mit der aktuellen sozialen Identität verglichen, die beschreibt, welche dieser Annahmen und normativen Erwartungen das Gegenüber tatsächlich erfüllt. Ist das Gegenüber nun «in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten» (Goffman, 1963/2018, S. 13), – weicht also seine aktuelle von der virtualen sozialen Identität ab – hat es ein Stigma. Die soziale Identität bei Goffman ist mit dem *Me* bei Mead (1934/1975, S. 216–221) vergleichbar, das die antizipierten Haltungen der (verallgemeinerten) Anderen und die daraus gezogenen Schlüsse für das eigene Handeln beschreibt. Das *Me* wird ergänzt durch das *I* (Mead, 1934/1975, S. 216–221), das alle Potentiale eines Menschen, seine Stärken und Schwächen, enthält und stets dazu drängt, diese Potentiale zu verwirklichen (Mead, 1934/1975, S. 248–250). Es ist der Teil eines Menschen, der ihn zu einem Individuum macht und dessen Stärken er zur Geltung bringen will, um sich positiv von anderen Menschen abzuheben. Diese Überlegenheitsgefühle werden in der Regel in sozialen Interaktionen durch das *Me* moderiert und in sozial akzeptierte Bahnen gelenkt. Das *I* taucht bei Goffman (1963/2018, S. 74–85) als persönliche Identität und Biografie auf. Die persönliche Identität ist von grosser Bedeutung, wenn eine Person mit einem Stigma Informationen über sich kontrollieren möchte, um nicht als Stigmaträgerin erkannt zu werden, und daher abwägt, wann sie wem wie viel über ihre persönliche Identität preisgeben kann. Dabei wendet sie verschiedene «Techniken der Informationskontrolle» (Goffman, 1963/2018, S. 94–128) an, um ihr Stigma zu verstecken und über dieses hinweg zu täuschen. Das Individuum kann auch eine offensive Strategie anwenden und das Stigma offenlegen, «wodurch es seine Situation radikal umformt von der eines Individuums, das Informationen zu managen hat, in die eines Individuums, das unbequeme soziale Situationen zu managen hat, von der einer diskreditierbaren Person in die einer diskreditierten Person» (Goffman, 1963/2018, S. 126). Zwischen Verstecken und Offenlegen liegt das Kuvrieren (Goffman, 1963/2018, S. 128–131), bei dem das Stigma zwar bekannt ist und nicht versteckt, jedoch möglichst verborgen wird, und damit eine Annäherung an die in der Situation erwartete Norm (die virtuelle soziale Identität) geleistet wird.

Identität entsteht nun im Wechselspiel zwischen *Me* und *I*, indem *Me* die Handlungen von *I* gedanklich vorwegnimmt und plant, *I* sie (ähnlich oder ganz anders als von *Me* vorausgedacht/geplant) umsetzt und *Me* diese Handlung wiederum wahrnimmt und als identitätsbildende Erfahrung erkennt und verarbeitet (Mead, 1934/1975, S. 247, 254–255). Goffman (1963/2018, S. 132–133) beschreibt das Resultat dieses Wechselspiels, also die tatsächliche Handlung in der Situation, etwas differenzierter mit einem weiteren Begriff, der Ich-Identität, und das Wechselspiel expliziert er für Menschen mit einem Stigma als Ambivalenz zwischen Selbstverachtung und -akzeptanz.

In Gruppen von Gleichgesinnten können die Überlegenheitsgefühle des *I*, also die Identitätsanteile, die bei einem Menschen besonders ausgeprägt sind und aufgrund derer er sich mit ähnlichen Menschen verbunden fühlt, ausgeprägter sein und werden dort weniger durch das *Me* moderiert, sondern treten stärker zu Tage (Mead, 1934/1975, S. 251–252; Goffman, 1963/2018, S. 140–143) – respektive präziser: Sie werden durch ein situationsangepasstes *Me*, das die Haltungen *dieser spezifischen* Gruppe internalisiert hat, moderiert (Mead, 1934/1975, S. 257–258; Goffman, 1963/2018, S. 140–143). Der Eintritt in eine Gruppe von Menschen mit ähnlichen Eigenschaften oder Interessen ist ein Überschreiten von bisher bestehender Zurückhaltung und allgemeinen Konventionen und eröffnet die Möglichkeit einer intensiven emotionalen Erfahrung von Zugehörigkeit, «da sich die Identität am leichtesten durch den Eintritt in eine genau fixierte Gruppe auszudrücken vermag» (Mead, 1934/1975, S. 265). In solchen Gruppen kann es zu einer Verschmelzung von *Me* und *I* kommen, da die Haltungen der Gruppe (*Me*) den eigenen innersten Haltungen (*I*) gleich sind (Mead, 1934/1975, S. 320–321). Dies beinhaltet jedoch oft auch die Ablehnung von oder gar den Kampf gegen Mitglieder anderer, konträr aufgestellter Gruppen. Solche Erfahrungen in Gruppen mit ähnlichen Menschen sind besonders für Menschen mit einem Stigma von Bedeutung, die darin einen Ort des Rückzugs und der Akzeptanz finden können (Goffman, 1963/2018, S. 104–105, 140–143). Diese Orte dürfen jedoch nicht als ‘heile Welt’ missverstanden werden, da sie die Dualismen, die Normen und Machtungleichheiten zugrunde liegen, zwar zu enthierarchisieren, jedoch nicht grundsätzlich aufzuheben vermögen (Rommelspacher, 1997, S. 258–259). Ebenso fehlt in diesen Kon-

texten oftmals eine intersektionale Perspektive, die mehrere/weitere Stigmata einbezieht und berücksichtigt (Rommelspacher, 1997, S. 260–261) – beispielsweise, indem von ‘den lesbischen Frauen’ die Rede ist, aber eigentlich nur *weisse*, cis, nicht-*behinderte*, formal hoch gebildete, nicht-armutsbetroffene Schweizer Lesben gemeint sind und die spezifischen Lebenssituationen, Bedürfnisse und Diskriminierungserfahrungen anderer lesbischer Frauen nicht berücksichtigt werden oder gar nicht erst zur Sprache kommen.

2.2. ... Norm und Geschlecht

Auf Normsetzung als Voraussetzung für Stigmatisierung wurde bereits hingewiesen. Dies wird nun vertieft und anhand von Normen in Bezug auf Geschlecht, die für die in der vorliegenden Arbeit untersuchte Fragestellung besonders von Bedeutung sind, konkretisiert. Diese Normen werden mit dem Begriff der Heteronormativität (Butler, 1990/2003; Hartmann & Klesse, 2007; Hoskin, 2013; Kleiner, 2016; Wagenknecht, 2007; Warner, 1993) umfasst, der «ein zentrales Machtverhältnis [beschreibt], das alle wesentlichen gesellschaftlichen und kulturellen Bereiche, ja die Subjekte selbst durchzieht» (Hartmann & Klesse, 2007, S. 9). Heteronormativität ist die normative Erwartung der Kongruenz und biografischen Beständigkeit von körperlichen Merkmalen, Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und romantischem/sexuellem Begehren (Butler, 1990/2003, S. 17, 38). Sie beruht auf der Prämisse von gesunden Körpern als auf zwei (und nur zwei) Arten vorkommend: als männlich oder weiblich. Diese so geschlechtlich gefassten Körper schliessen sich gegenseitig aus und sind damit klar voneinander abgrenzbar. Sie bestimmen das ebenso binäre und abgrenzbare geschlechtliche Selbsterleben, das mit dem körperlich determinierten Geschlecht übereinstimmt und sich in unterschiedlichem, männlichem und weiblichem, Verhalten äussert, wovon die sexuelle/romantische Anziehung, die ausschliesslich auf das andere Geschlecht gerichtet ist, das zentralste ist. Ausserdem sind diese geschlechtlichen Einteilungen in all ihren Dimensionen unveränderbar und Männlichkeit steht hierarchisch über anderen Formen (weiblich, nonbinär, androgyn, inter, etc.) von Geschlecht respektive geschlecht-

lichem Ausdruck. Abweichungen von dieser Norm werden negativ bewertet (stigmatisiert) und sind der Heteronormativität hierarchisch unterstellt. Soweit die normativen Prämissen, die «so zu der Schlußfolgerung [verleiten], daß eine Person eine Geschlechtsidentität (*gender*) – Mann oder Frau – ist, und zwar kraft ihres anatomischen Geschlechts (*sex*), ihres psychischen Selbstgefühls und den verschiedenen Äußerungen dieses psychischen Selbst, deren hervorstechendste das sexuelle Begehren ist» (Butler, 1990/2003, S. 44). Heteronormativität präsentiert sich damit als Voraussetzung, um überhaupt Person zu sein und Identität zu besitzen (Butler, 1990/2003) und als «society itself» (Warner, 1993, S. xxi).

In welchem Verhältnis stehen nun Stigma und Identität mit Normen, konkret mit denjenigen in Bezug auf Geschlecht, also Heteronormativität? Stigmata entstehen, indem gewisse menschliche Eigenschaften und Merkmale herausgegriffen und unterschieden werden. Dieser Prozess kann als *labelling* (Link & Phelan, 2001, S. 367–368) bezeichnet werden und erfolgt anhand (scheinbarer) Unterschiede, die oft naturalisiert werden. Dies trifft besonders für Geschlecht zu, dessen Binarität biologisch binär determiniert sei. Allerdings werden geschlechtliche Identifikationen und Merkmale in sozialen Interaktionen diskursiv überhaupt erst *hergestellt* und bestehen nicht als vor-diskursives Naturgesetz (Butler, 1990/2003). Sie sind ein Resultat der oben beschriebenen Identitätsprozesse, ein Wechselspiel von *Me* und *I*, von sozialer und persönlicher Identität: «Diese im allgemeinen [*sic*] konstruierten Akte, Gesten und Inszenierungen erweisen sich insofern als *performativ*, als das Wesen oder die Identität, die sie angeblich zum Ausdruck bringen, vielmehr durch leibliche Zeichen und andere diskursive Mittel hergestellte und aufrechterhaltene Fabrikationen/Erfindungen sind» (Butler, 1990/2003, S. 200). Der Körper ist nicht Ursache, sondern Ausdruck von Geschlecht. Damit werden körperliche Unterschiede zwischen Menschen nicht negiert, doch die individuellen körperlichen Merkmale und Eigenschaften müssten nicht zwangsläufig dazu führen, eine binäre Einteilung vorzunehmen und darauf aufbauende soziale Erwartungen und Hierarchien zu formulieren – die körperlichen Merkmale der Menschen sind deutlich vielfältiger, als dies die normative binäre Einteilung glauben macht. Dies zeigt sich sowohl an inter Menschen wie auch daran, dass die Varianz körperlicher

Merkmale *innerhalb* der Gruppe der cis Frauen sowie der Gruppe der cis Männer sehr gross ist. Die Konstruiertheit vergeschlechtlichter Körper zeigt sich überdies in Normen, wie als männlich definierte und wie als weibliche definierte Körper auszusehen und was sie zu leisten respektive welche Funktionen sie zu erfüllen haben: Diese Normen werden von vielen Menschen einzulösen versucht¹², indem sie ihre Körper diesen Normen anzupassen versuchen, beispielsweise durch Sport, Diät, Schwangerschaft oder kosmetische Operationen – eine Herstellung von Geschlecht auf körperlicher Ebene, die dessen anscheinende körperliche Determiniertheit festigt.

Der Rückgriff auf einen angeblich biologischen Ursprung, eine 'innere Realität' von Geschlecht, ist auch für die sexuelle/romantische Orientierung als Teilaspekt von Geschlecht zu finden. Dies zeigt sich beispielsweise in Ausdrücken wie '*born this way*', der in queeren Gemeinschaften verbreitet ist, um das eigene queer Sein als rein biologisches/natürliches Faktum zu bezeichnen. Auch, dass Abweichungen von heteronormativen Geschlechterrollen fälschlicherweise mit einer homo Orientierung gleichgesetzt werden, ist Ausdruck der heteronormativ geforderten Kongruenz von Geschlechtsidentität, Geschlechtsausdruck und romantischem/sexuellem Begehren: «What we all saw as signs of lesbianism were signs of nonconformity to sexist standards of femininity» (Phelan, 1993, S. 774). An Inszenierungen von Heteronormativität in homo Beziehungen (z. B. *butch/femme*-Rollen, s. dazu auch Kap. 6.2.2 *Homonormativität und lesbische/bi Stereotypen* sowie 6.3.5 *Femme Theory*) oder in queerer Kultur (z. B. Drag) ist die Konstruiertheit von Geschlecht und ihr performativer Charakter besonders gut zu erkennen und ihre angeblich Natürlichkeit und vorkulturelle Universalität zu widerlegen (Butler, 1990/2003). Schliesslich legt bereits die Existenz und Realität queerer Lebensformen und Identitäten die Konstruiertheit der Heteronormativität offen und (zer)stört deren Erscheinung als natürliche Normalität: «Das regulierende Ideal [der Heteronormativität] entlarvt sich als Norm und Fiktion, die sich selbst als Entwicklungsgesetz verkleidet und das sexuelle Feld, das sie

12 Wobei *Versuch* hier nicht bewusste Entscheidungen und Handlungen meint, sondern in der Regel vielmehr unbewusst, als stark internalisierte verallgemeinerte Andere, vonstatten geht.

angeblich nur beschreibt, in Wirklichkeit reguliert» (Butler, 1990/2003, S. 200). Geschlecht ist somit etwas, das in zwischenmenschlichen Interaktionen mittels zahlreicher Codes *hergestellt* wird – ein «doing gender» (West & Zimmerman, 1987). Beispiele für solche vergeschlechtlichten Codes sind Name, Kleidung, Stimmlage, Körperhaltung und Bewegungen, körperliche Merkmale, sexuelle und romantische Orientierung, bis hin zu Beruf und Freizeitbeschäftigung (s. auch Hark & Meißner, 2018). Sie sind *Aspekte und Ausdruck* – nicht Ursprung – von dem, was wir Geschlecht nennen.

Die Unterscheidung und Unterteilung aufgrund von Eigenschaften und Merkmalen – das *labelling* – bedingt weiter einer Hierarchisierung, um als Stigmatisierung wirksam zu werden, wobei Abweichungen von der Norm negativ bewertet und mit Statusverlust und Diskriminierung belegt werden (Link & Phelan, 2001, S. 368–375). Normierung und Stigmatisierung bedürfen zu ihrer Durchsetzung schliesslich auch Macht(ungleichheit) (Link & Phelan, 2001, S. 375–376; Rommelspacher, 1997), die in der Regel ebenso unreflektiert als natürlich und damit legitim wahrgenommen wird wie die Norm selbst – doch auch Macht wird in Handlungen diskursiv hergestellt (Foucault, 1976/1983, S. 93–102). Es ist insbesondere durch diese Machtungleichheit, dass die Identität stigmatisierter Gruppen massgeblich und für sie erfahrbar(er) von der dominanten Gruppe bestimmt wird: Die verallgemeinerten Anderen sind die Norm und schreiben sich als solche in die Identität stigmatisierter Menschen ein – und sei es als Wissen um die eigene Abweichung davon (Rommelspacher, 1997, S. 253–254). Der Umgang der so Stigmatisierten damit führt zurück zu den oben erwähnten Techniken der Informationskontrolle. Aufseiten der dominanten Gruppe haben die geschilderten Prozesse zur Folge, dass Vermeidungs- und Verleugnungsstrategien angewandt werden, um sich nicht mit der eigenen Identität als machtvollere Gruppe und den damit einhergehenden Privilegien für sich und der Diskriminierung der anderen auseinandersetzen zu müssen: «Insofern verführt die Position der Dominanten dazu, sich selbst auszuweichen» (Rommelspacher, 1997, S. 265). Gelingt es den der Norm entsprechenden Menschen als Angehörige der dominanten Gruppe jedoch, sich mit ihrer Position auseinanderzusetzen, eröffnet dies auch ihnen Möglichkeiten, die eigene Identität eher individuellen Bedürfnissen und Wünschen

entsprechend zu gestalten sowie neue Erfahrungen zu machen und neue Perspektiven zu erleben (Rommelspacher, 1997, S. 262–266; Goffman, 1963/2018, S. 166–171). *Den Menschen*, der allen Normen vollumfänglich entspricht, gibt es ohnehin nicht, sondern es handelt sich vielmehr um eine graduelle, teilweise gar zeit- und situationsabhängige Normentsprechung/-abweichung (Goffman, 1963/2018, S. 156–166).

Die nun beschriebenen Prozesse, insbesondere die Herstellung von Identität, beinhalten stets auch – situations-, zeit- und machtabhängige – Möglichkeiten der Veränderung von Normen, da es sich, wie erwähnt, um diskursive Prozesse handelt, bei denen sich beispielsweise stigmatisierte Personen zu erkennen zu geben und sich gegen eine damit einhergehende Ungleichbehandlung wehren, was das Gegenüber nicht unbeteiligt lässt, sondern Veränderungen anstossen kann (Blumer, 1969; Butler, 1990/2003; Goffman, 1963/2018; Krappmann, 1975; Rommelspacher, 1997).

Abschliessend seien nochmals die zentralen Merkmale von Identität, Norm, Macht und Stigma auf den Punkt und in ihren Zusammenhang gebracht: «Die Identität als *Praxis*, und zwar als *Bezeichnungspraxis* zu verstehen, bedeutet, die kulturell intelligiblen Subjekte als Effekte eines regelgebundenen Diskurses zu begreifen, der sich in die durchgängigen und mundanen Bezeichnungsakte des sprachlichen Lebens einschreibt» (Butler, 1990/2003, S. 212). Identität entsteht somit durch, insbesondere symbolisch-sprachliches, Handeln in Orientierung an und in Auseinandersetzung mit Normen, die mit Macht – als Voraussetzung für Normsetzung und als Belohnung für Normerfüllung ('kulturell intelligible' vs. stigmatisierte Subjekte) – verbunden sind.

2.3. Minderheitenstress

Für das Verständnis über homo/bi Menschen ist die Theorie des Minderheitenstress (Meyer, 2003) ein weiterer wichtiger Bezugspunkt. Das Modell zeigt auf, dass Menschen, die stigmatisierten Gruppen angehören, zusätzlich zu allgemeinen Stressoren weiteren Stressoren ausgesetzt sind, die auf ihrer Stigmatisierung beruhen, und zu spezifischem Minderheitenstress führen. Kann dieser Stress nicht oder nicht in genügendem Ausmass mit erfolgreichen Copingstrategien be-

wältigt werden, ist als Folge eine Beeinträchtigung der psychosozialen Gesundheit zu befürchten. Meyer (2003, S. 5) führt vier Stressoren an, die für den Minderheitenstress von homo/bi Menschen besonders relevant sind und ihre psychische Gesundheit beeinträchtigen können:

- *Stigmatisierungserfahrungen* in Form von vorurteilsbasierten Ereignissen wie beispielsweise Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen
- *Stigmatisierungsbefürchtungen*: Die Person kennt die gesellschaftliche Norm (als verallgemeinerte Andere; siehe auch letzter Punkt dieser Aufzählung: internalisierte Homonegativität) und ihre eigene Abweichung davon, weshalb sie immer mit einer Stigmatisierung mit Folgen wie Zurückweisung, Abwertung und Diskriminierung rechnen muss, was sie zu ständiger Wachsamkeit drängt und soziale Interaktionen zu einem ‘Spiessrutenlauf’ macht.
- *Verstecken vs. offenlegen*: Die homo/bi Orientierung zu verheimlichen kann zwar als Strategie angewandt werden, um keine Stigmatisierung zu erfahren (Informationskontrolle bei Goffman), verlangt jedoch viel Aufmerksamkeit, Abwägen, Verhaltensanpassung oder Lügen, um nicht entdeckt zu werden, was ebenfalls stresserzeugend wirkt. Wird die homo/bi Orientierung hingegen offen erwähnt und gelebt, müssen möglicherweise negative Reaktionen des Umfelds und Stigmatisierungen verarbeitet werden (siehe erster Punkt dieser Aufzählung: Stigmatisierungserfahrung).
- *Internalisierte Homonegativität*¹³: Die Person wendet die Stigmatisierung im Sinne einer Selbstabwertung auf sich selbst an, weil sie die gesellschaftlichen Normen (als verallgemeinerte Andere) internalisiert hat und ihr eigenes homo/bi Sein nicht akzeptiert.

Minderheitenstress spielt sich damit genau im oben beschriebenen Feld von Identität, Stigma, Norm und Geschlecht ab.

Die möglichen negativen Folgen von Minderheitenstress auf die psychosoziale Gesundheit können durch erfolgreiche Copingstrategien

13 Der von Meyer verwendete Begriff lautet ‘internalisierte Homophobie’ (‘internalized homophobia’, Meyer, 2003, S. 5), was jedoch nicht passend ist, da Phobie in der Psychopathologie Formen von Angststörungen beschreibt, wohingegen es bei Homonegativität (und Binegativität) um Ablehnung von und Intoleranz gegenüber homo/bi Menschen geht (Dermer, Smith & Barto, 2010, S. 328–329).

und Schutzfaktoren sowohl persönlicher Art auf individueller Ebene wie auch sozialer Art (z. B. Freundschaften) abgewendet oder kompensiert werden (Meyer, 2003, S. 6–7). Schliesslich beeinflussen die Wichtigkeit der Minderheitsidentität, deren persönliche Bewertung sowie die Integration der stigmatisierten Eigenschaft in die Gesamtidentität die Auswirkungen der Stigmatisierung (Meyer, 2003, S. 7–8).

